

Verstoß gegen die ethischen Verpflichtungen der Ärzte vor, weil Gockel einen Patienten im Stich gelassen habe, um einen Vortrag zu halten. Der schwerste Konflikt hatte sich allerdings an einem Artikel entzündet, in dem Franc 1686 einen Kollegen wegen eines Behandlungsfehlers mit Todesfolge attackiert. Dass es sich bei dem Kollegen um Johann Caspar Beutel handelt, ist der ‚Ephemeris‘ zu entnehmen, wie Flora Metzner ausführt. Daraufhin wurde Franc ein Jahr später in einem anonym verfassten 26-seitigen Schmähchrift als „Beserwisser und Egomane“, „unfähiger Tölpel“ sowie „Lügner und Betrüger“ und geldgieriger Arzt diffamiert. Damit nicht genug: Der anonyme Schreiber beschuldigte Franc der Kunstfehler in acht Fällen. Was wiederum dieser nicht auf sich sitzen lassen wollte und sich 1688 auf 62 Seiten zu den erhobenen Vorwürfen erklärte. Wer letztlich der Autor dieser Schmähchrift war, lässt sich im Rückblick nicht definitiv klären. Metzners Recherchen deuten vor allem auf einen Kollegen hin, dem Franc in herzlicher Abneigung verbunden war: Eberhard Gockel.

Die Autoren haben mit der Veröffentlichung der einzigartigen Franc’schen Fallsammlung einen wichtigen Beitrag zur Medizingeschichte Ulms und weit über die Grenzen der Reichsstadt hinaus geleistet. Auf anschauliche Weise bringen sie der Leserschaft den medizinischen Kenntnisstand und den Praxisalltag im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts näher, zeigen Ausschnitte der Illustrationen und werfen Schlaglichter auf die Patienten und damit auch auf die Gesellschaft dieser Zeit. Exkurse zum Medizinalwesen an der Wende zum 18. Jahrhundert und zur Franc’schen Bibliothek sowie umfangreiche Anhänge zu den Werken Francs und eine Kapitelangabe zu der ‚Ephemeris‘ runden die Neuerscheinung ab.

Eine persönliche Anmerkung zum Schluss: Der Rezensent ist einigermaßen darüber erleichtert, im Hier und Heute zu leben. Bei einem Augenleiden zwei Mal täglich Tropfen einer Mischung aus Kellerrasseln, gebranntem Alaun und Eiweiß verabreicht zu bekommen, bekäme er zusätzlich noch permanenten Brechreiz.

*Rudi Kübler*

*Johannes Moosdiele-Hitzler*: Konfessionskultur – Pietismus – Erweckungsbewegung. Die Ritterschaft Bächingen zwischen „lutherischem Spanien“ und „schwäbischem Rom“ (Arbeiten zur Kirchengeschichte Bayerns 99). Nürnberg 2019; 786 S., 24 teils farbige Abb., 3 Karten, geb., 76,00 EUR

Würde Uderzos‘ Asterix und Obelix nicht nur zur Allgemeinbildung, sondern auch zur wissenschaftlichen Literatur gehören, dann wäre ein Vergleich der ritterschaftlichen Herrschaft Bächingen mit Kleinbonum angebracht, das sich tapfer und prägend gegen seine mächtigen Nachbarn profilierte. Und, wenn wir schon in diesem sprechenden Bild sind, dann hätte einer der beiden Hauptakteure große Ähnlichkeit mit der starken und gewichtigen Dissertation über seine Heimatstadt, die der noch junge bayerische Archivar hier vorgelegt hat.

Der kleine, aber feine Ort Bächingen an der Brenz, mit rund 400 Einwohnern im Untersuchungszeitraum und heute etwas über eintausend, ist für eine Studie nach der Methodik der Mikrohistorie, die die großen historischen Entwicklungen im Kleinen aufspürt wie eine „Wünschelrute“ (S. 30) ganz besonders geeignet. Denn der reichsritterschaftliche und damit eigenständige Besitz bildet zum einen in seiner mehrfachen Grenzlage die großen und kleinen Machtverhältnisse der Zeit ab, politisch wie konfessionell. Zwischen – ein Hauptwort dieser Untersuchung! – dem evangelischen Württemberg und dem wieder katholischen Pfalz-Neuburg gelegen, mit Nachbarschaft zur evangelischen Reichsstadt Ulm und zur katholischen Hochburg

Dillingen, dazu in Sichtweite des Dominikanerklosters Obermedlingen, zeigen sich gleich mehrere dominante und spannende „Bruchkanten“ (S. 21), zumal sich diese, den Kontinentalplatten gleich, auch bewegten und aneinanderstießen. Schließlich wurde der reichsritterschaftliche Ort 1791 zum Privatbesitz der aus exiliertem Ritteradel stammenden württembergischen Herzogin Franziska von Hohenheim, die ihn zu einer Pflanzstätte des Pietismus machte. Dabei plädiert der Verfasser einleuchtenderweise dafür, den Pietismus-Begriff nicht mehr als Epoche, sondern, nach Thomas Kaufmann, als Konfessionskultur zu verstehen. Noch einleuchtender wäre der Begriff der Frömmigkeitsbewegung. Und nach der napoleonischen Flurbereinigung wurde Bächingen, was ihm gerade noch gefehlt hatte: bayerisch, was es bis heute ist, politisch und kirchlich, jedoch kaum mental oder emotional. Die sich in diesem vielfältigen Kräftespiel ausbildende Konfessionskultur und ihre sozialen Folgen sind das Hauptthema dieser Untersuchung. Dafür eignet sich die Bächinger Ortsgeschichte auch deshalb besonders, da die unterschiedlichen Verwaltungseinrichtungen zahlreiche Akten hinterlassen und damit viele Archive gespeist haben, die der Autor mit großem Fleiß und Akribie zusammengetragen hat. Das reicht von Stuttgart bis Halle, von Augsburg bis Herrnhut, von Bächingen bis Berlin, von Bern bis Oldenburg. Und natürlich führt die mehrfache Grenzlage auch in eine Vielzahl territorialhistorischer Untersuchungen, von dem Gefüge der Reichsritterschaften, über die Herrnhuter Siedlungspolitik und Theologiegeschichte der pietistischen Strömungen, bis zur Ausbildung der lutherischen Landeskirche in Bayern, die Johannes Moosdiel-Hitzler auf 497 Textseiten in 2.119 Anmerkungen verarbeitet. Dazu werden die Hauptquellen der Untersuchung im zweiten Teil (S. 497-651) ediert und das Ganze durch umfangreiche Verzeichnisse (Quellen, Hilfsmittel, Literatur) und Register (Orte, Personen, Sachen, Bibelstellen) erschlossen. Eine schöne Zugabe in diesem prächtigen Band sind schließlich die Abbildungen und Karten, die Lage und Hauptakteure vorstellen. Und dabei erschlägt diese materielle Fülle nicht, da der Autor in stringenter Gliederung und durch Zwischensummen jeweils seine Thesen und Ergebnisse festhält, nachdem er zu Beginn seine Absicht und Methodik einleuchtend darstellt und das Ganze, am Ziel angekommen, konzentriert auswertet. Dazu schreibt er durch das Dickicht aller Details eine flüssige Feder und kann spannend erzählen. Und als eingeborener Bächinger, dessen Heimatort inzwischen seinen Charme gekonnt verbirgt, schafft er sogar den professionellen Umgang mit Nähe und Distanz.

Schon mit Einführung der Reformation profilierte sich das kleine Bächingen gegenüber seinen Nachbarn. Dabei zeichnete sich die Reichsritterschaft durch die Nähe zur ortsansässigen Obrigkeit aus, aus der auch eine religiöse und moralische Vorbildfunktion entstehen konnte. (Ob deshalb aber das Amt des Direktors des reichsritterschaftlichen Kantons Kocher eine „besondere persönliche Frömmigkeit voraussetzte“ [S. 155] bleibt eine fragwürdige These des Autors.) Orientierungspunkte für die Reformation waren das nahe Lauingen, wo einst Jakob Andreae Pfarrer war, und damit das „lutherische Spanien“ (S. 24, Anm. 27), wobei der akribische Forscher auch nur einen Nachweis dieses Titels für die konfessionelle Rolle des Herzogtums Württemberg von 1842 präsentieren kann, der aber doch wohl aus der Zeit der Orthodoxie stammt. Noch wichtiger war die Reichsstadt Ulm, deren Kirchenorganisation man in Bächingen übernahm, samt Bibel- und Gesangbuchausgaben, und das künftig als eine Art „oberste Lehrinstanz“ galt. (S. 183) Ritterschaften und ihre Gebiete zeigten oft, wie Bächingen, eine Nähe zu Auswanderern aus Glaubensgründen, innerlichen und äußerlichen, und tolerierten damit verbundenes deviatorisches Verhalten. Der Pietismus schwäbischer Prägung, bestimmt von Bibelfrömmigkeit, apokalyptischen Bildern und sozialer Kontrolle, zog mit der frommen Besitzerin Herzogin Franziska ab 1791 im Flecken Bächingen ein. Der Erwerb war eine fromme Tarnung für die Gebietsgelüste und Entmachtung der Ritterschaften durch ihren Ehemann, Herzog Carl Eugen, zumal im Grenzgebiet des Herzogtums Württem-

berg. Dabei ist das Herrschaftsmodell Bächingen als „Erinnerungsort“ (S. 266) auch geeignet, die als Gegenbild zur Grävenitz entstandenen Klischees zu Franziska zu korrigieren und ergänzen, versuchte sie doch ihren Besitz zu einer pietistischen und moralischen Mustersiedlung zu machen, die auch oder gerade dadurch wirtschaftlichen Profit abgab. Dafür betrieb das Herzogspaar die Ansiedlung der mit dem Landespietismus eng verknüpften Herrnhuter, die unter ihrem Oberkämmerer Abraham Dürninger auch ein weltweit agierender erfolgreicher Wirtschaftskonzern wurden, vom Blaudruck über den Möbelbau bis zum Tabakhandel. Schon mehrfach wurde eine solche Ansiedlung versucht; Johannes Moosdiele-Hitzler listet verdienstvoll die 38 Orte auf, unter denen sich typischerweise viele ritterschaftliche Gebiete befanden. In Bächingen gelang diese nicht, weil das herrnhutische Los (S. 297) und auch das Rechtsgutachten des Reichsrats von Moser sich dagegen aussprachen. Der Autor wertet für diese spannende Geschichte erstmals das Brüderunitäts-Archiv in Herrnhut aus. Als oberste Kirchenleiterin ihres Besitzes – *summa episcopa!* – setzte Franziska mit Johann Andreas Schmidt nicht nur den Schwiegersohn Flattichs und den Schwager ihres Lieblingspfarrers Philipp Matthäus Hahn zum Pfarrer ein, sondern auch einen von der Radikalisierung der Bengelschen Endzeitberechnung geprägten Theologen, der ganz Bächingen in Aufruhr versetzte und nicht nur, aber an erster Stelle den örtlichen Amtmann gegen sich hatte, der seiner Meinung nach den Himmel „verschwätzt“! (S. 361). Dabei hätte sich Bengels Eschatologie mit noch einleuchtender Literatur belegen lassen als mit dem Werk von Hasselhorn (S. 358, Anm. 1509). Schmidt sammelte ein Konventikel um sich, dessen elitäre und separatistische Einstellung die Dorfhierarchie der Sippen und Ämter durcheinanderbrachte. In aufgeheizter apokalyptischer Stimmung ergab sich nach dem Tod Pfarrer Schmidts 1796, dessen Witwe am Ort seinem Nachfolger noch das Leben schwer machte, und dem Tod Franziskas 1811 aus der Krise des Umbruchs eine Auswanderungswelle, bei der 10 Prozent der Bächinger in die russische Kolonie Sarata nach Bessarabien auswanderten. Treibende Kraft war der ursprünglich katholische Priester aus dem Nachbarort Gundremmingen Ignaz Lindl, der durch den Einfluss der Erweckungsbewegung, speziell Jung-Stillings, 1819 amtsenthoben, schließlich evangelischer Geistlicher in Russland wurde. Die Tatsache, dass er fast zum Pfarrer der pietistischen Siedlung Korntal gewählt wurde, zeigt, dass konfessionelle Schranken im Pietismus keine Rolle mehr spielten. Lindls Einfluss reicht nicht nur bis Bächingen, sondern bis Barmen zum jungen Friedrich Engels mit der Utopie eines urchristlichen Kommunismus! Die Zurückgebliebenen hatten sich danach wieder einzuordnen, wodurch sich der Übergang zur Erweckungsbewegung in Bächingen fließend gestaltete, in der die Pietisten in ihrer Frömmigkeit individualisierter, in ihrem Verhalten unauffälliger, in ihrer Politik konservativer wurden. So prägte diese Frömmigkeit die Dorfkultur, obwohl längst nicht alle sich zu den Stundenleuten zählten. Ob deshalb der „populäre“ Pietismus, wie der Autor ihn immer nennt, dort früher im Volk verankert war, als im pietistischen Kernland Württemberg – er nennt den Anfang des 18. Jahrhunderts! (S. 461) – oder ob Franziskas Frömmigkeitsmodell noch etwas mit Spener aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts zu tun hat, das sei dahingestellt. Schließlich zieht Johannes Moosdiele-Hitzler die Linien der Prägungen vor Ort gar noch aus bis zu den 91,2 % Zustimmung zur NSDAP 1933 oder zu der zu den Republikanern, ohne allerdings auf allzu monokausale Erklärungen zu verfallen. Allein, dass er zum Schluss den Vergleich noch anstellt zu einem für ihn ähnlichen und doch ganz anders geprägten frommen Biotop, dem altwürttembergischen Ermstal zwischen Dettingen und Hülben und dabei gar mit den Brüdern vom gemeinsamen Leben aus dem Spätmittelalter beginnt und in ihnen gar schon die Stundenbrüder angelegt sieht, scheint gewagt.

Der Autor hat eingelöst, was er angekündigt hat: Ein Ort und seine reichhaltige Überlieferung wird zum Modell der Entwicklungen und Umbrüche vom 18. ins 19. Jahrhundert, in politischer, sozialer, rechtlicher und vor allem frömmigkeitsgeschichtlicher Hinsicht.

Sprachlich verwendete er dabei gerne alte Begriffe der Rechtsgeschichte, wie „revindizieren“ (S. 184) für das Geltendmachen eines Herausgabeanspruchs oder „verganten“ (S. 232) für den Weg in den Konkurs. Ein moderner Lieblingsbegriff ist für ihn dagegen die „Top Down – Bottom up – Perspektive“ (S. 16, 33, 36, 39, 463, 477). Gerne nimmt er auch das populär gewordene „nichts desto trotz“ (S. 43, 48, 201, 247, 256, 282). Dies jedoch bleibt nichts desto weniger und trotzdem ein Kunstbegriff, den man der Umgangssprache überlassen sollte. Bei so einem Riesenwerk bleiben Druckfehler nicht aus (etwa bei „Vorwurf“ [S. 255], „bestanden“ [S. 265, Anm. 1049], „Reichsritterschaft“ [S. 286], „Agrarkonjunktur“ [S. 476] und: nicht „Aland“, sondern Mälzer ist der Herausgeber der Bibliographie ‚Die Werke der württembergischen Pietisten‘ [S. 307, Anm. 1263; richtig dagegen im Verzeichnis der Hilfsmittel S. 668]).

Dies alles aber soll nicht beckmessern, sondern nur zeigen, wie gründlich, weil begeistert, der Rezensent gelesen hat! Eine Arbeit, die schon ausgezeichnet wurde, weil sie ausgezeichnet ist und ein herausragendes Beispiel der mikrohistorischen Methodik und ihrer Erträge bietet, die nun ihrerseits viele Anknüpfungen für weitere Forschungen in den verschiedenen Grenzbereichen ermöglicht. Deshalb, mit dem Helm des Obelix oder dem Pietistenkappelein: Chapeau!

*Wolfgang Schöllkopf*

*Hans-Martin Maurer*: Frühe Geschichtsvereine in Baden-Württemberg (Geschichte Württembergs. Impulse der Forschung 4). Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 2019; 283 S., 29, teils farbige Abb., geb., 19,00 EUR

Mit diesem Band knüpft Hans-Martin Maurer, langjähriger Direktor des Hauptstaatsarchivs Stuttgart und Vorsitzender des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins, an seine früheren Forschungen an: Meisterhaft stellt er die Anfänge von sieben historischen Gesellschaften in Württemberg und Baden vor, die zu den frühesten deutschen Geschichtsvereinen gehören. Die Darstellungen der einzelnen Gesellschaften sind gegliedert nach Gründungsgeschichte, organisatorischer Ausgestaltung, Forschungsthemen und Leistungen, am Ende folgt eine würdigende Zusammenfassung und – sofern vorhanden – folgen in den Anhängen Satzungen bzw. Statuten und Mitgliederverzeichnisse.

Dem Geist der Aufklärung entsprungen, war der 1822 gegründete ‚Württembergische Verein für Vaterlandskunde‘ (S. 11-90) eng mit dem Statistisch-topgraphischen Bureau verknüpft. Mit der Erforschung des eigenen „Vaterlandes“, seiner Geschichte, Geographie, Bevölkerung, Wirtschaft, seiner staatlichen und kirchlichen Verhältnisse, sollte er die „Vaterlandsiebe für das württembergische Staatsvolk im neuen Königreich“ (S. 12) fördern, doch fehlte das Personal. Daher schlug das Mitglied des Bureaus Johann Daniel Georg Memminger vor, einen ‚Verein für vaterländische Geschichte, Statistik und Topographie‘ ins Leben zu rufen. Mit seiner Aufgabe, dem Bureau zuzuarbeiten, unterschied sich dieser staatlich gegründete Gelehrtenverein prinzipiell von den im Sinne der romantischen Rückbesinnung entstandenen Altertumsvereinen. Zu den positiven Leistungen des Vereins zählen seine Beiträge für die Oberamtsbeschreibungen und die ‚Württembergischen Jahrbücher‘ sowie der Einsatz für die – im Besitz des Staates befindlichen – Denkmale (S. 40-42 und S. 46-71). 1856 wurde er im Zuge einer Verwaltungsreform in das Statistisch-topgraphische Bureau eingegliedert.

Drei Gesellschaften konzentrierten sich auf die Archäologie: der bereits im Mai 1819 gegründete ‚Verein für Altertumskunde in Ellwangen‘ (S. 91-95), der ‚Sinsheimer Verein zur